

Blätter aus Krain.

Beilage zur Laibacher Zeitung.

N^o. 36.

Sechster Jahrgang.

6. September 1862.

Edelweiß.

Hoch auf Felsen, nah' beim Eis,
Nabe bei dem Licht der Sterne
Blühst du holdes Edelweiß,
Allen andern Blumen ferne,
Fern von aller Frühlingsluft
Einsam an der Felsenbrust.

Wo nur Blitz und Donner wohnt,
Und nur schone Gensfen lauschen,
Wilder und Lawine thront,
Wilde Wasserfälle rauschen,
Tod und Schrecken dich umdrän'n,
Blühst du wohniglich und rein.

In der Sonne legstem Glüh'n,
Eine letzte Lebensschwinge,
Fand ich dich am Abgrund blüh'n;
Nur dem schönen Schmetterlinge,
Dem Apollo winkst du zu,
Schwester Luna, bleibe du.

So steht wohl in edlem Schmerz,
Einsam, nah' dem Himmel droben,
Einsam, stolz das Menschenherz,
Das ein Loos von Glanz umwoben
Hingab als der Freiheit Preis,
Wie du blühst, Edelweiß.

H. L.

Das Bild der Schwester.

Novelle.

(Fortsetzung.)

Der andere Brief war weniger leidenschaftlich. In demselben kamen unter Andern auch folgende Sätze vor:

„... Es geht mit mir unaufhaltsam zu Ende; ich fühle es deutlich, aber ich bin gar müde und sehne mich nach Ruhe. Ja, wäre mein armes Kind nicht, ich könnte der Erlösung entgegen jubeln, der Gedanke an den Jungen aber macht mir das Sterben schwer. Er muß nun allein hinaus in's Leben, und es ist ein beschwerlicher Weg, wenn man keinen Freund, keine Hilfe zur Seite hat, wenn man nichts auf die Reise mitnimmt, als den Segen der sterbenden Mutter. Doch es ist ein gar guter und kluger Knabe und Gott wird ihm vergelten, was er seiner armen Mutter Gutes und Liebes gethan. Ich kann schon seit Langem nichts mehr verdienen, ich habe aber doch nie gehungert; mein Sohn hat mich erhalten und er war stets recht stolz hierauf. Er ist zwar noch jung, er malt aber bereits hübsche

Kleinigkeiten; schon am frühen Morgen ist er auf und macht emsig, was ihm die Händler aufgetragen — die können ihn schon ganz gut brauchen. Ach, wie strahlen seine lieben Augen vor Lust und Glück, wenn er mir seinen Verdienst Stück um Stück vorzählen kann. O, mein Gott! Wie süß war mir das Brot, das mein Sohn gekauft und dachte ich mir dabei, der Vater sehe liebend auf seine Hinterbliebenen herab, so ging mir das Herz weit auf im demüthigen Gefühle meines bescheidenen und doch so großen Glückes. Das ist nun freilich vorüber; je näher die Sterbestunde rückt, um so größer wird mein Bangen um mein Kind und manchmal denke ich mit namenloser Angst an den Augenblick, in welchem mein armer verlassener Sohn an dem Grabe seiner Mutter stehen wird. Doch er ist bereits jetzt Mann und Gott wird ihn gnädig schützen. Wohl hat er einen reichen Oheim, der würde ihn gewiß gütig aufnehmen und ihn freundlich bespringen, das darf aber nicht sein! Sage nicht, Valentin, das sei mein alter Eigennuß; es darf nun einmal nicht sein. Es ist eine Ehrenrettung, die er seinem armen Vater schuldet. Der mußte zu Grunde gehen, weil Du an ihm zweifeltest und ihn geringschätztest. Der Sohn muß den Vater wieder zu Ehren bringen, er muß Dir beweisen, daß Fleiß und Talent sich selber ihre Bahn brechen und daß Du Unrecht hattest, als Du vorschnell den Stab über seinen Vater gebrochen! Dann war freilich alles Streben vergebens! — Es geschieht aber auch Dir zu Liebe, Valentin! Ich habe Dir ja in meiner großen Bitterkeit manchmal weher gethan, als Du's verdienstest und Du sollst mir nun das Alles so von Herzen vergeben, wie auch ich Dir vergeben habe. Eben deshalb aber, weil ich's gut mit Dir meine, kann ich Dir jetzt mein Kind nicht senden. Ihr kämet nimmer ins Reine miteinander. Wohlthaten kann er von Dir nicht annehmen, das mußt Du selber einsehen; und Du könntest wieder seinen Dank nicht annehmen; trotz aller Güte kannst Du ihm Vater und Mutter nicht wiedergeben, seine größte Dankbarkeit wäre daher Dir stets der ärgste Vorwurf. So mußt Du denn Geduld haben, bis er groß geworden. Wird er ein ganzer Mann und ein echter Künstler, wie ich's zu Gott hoffe, so gibts wohl noch für euch Beide eine frohe Stunde. Noch kennt er Deinen Namen nicht, und weiß nur wenig von der Vergangenheit; dann wird er aber Alles wissen und dann wird er auch kommen, denn er hat ein edles Herz. Reicht er Dir die Hand hin, so nimm

ste freudig, Valentin! Dann reichen Vater und Mutter Dir durch ihn aus dem Jenseits die Hand, und dann sei's auch fortan, als wäre nie etwas Böses zwischen uns gewesen! Kommt er aber nicht, dann ist's freilich böse; dann ist er an den Menschen zu Grunde gegangen, wie sein Vater. Ich kann ihn nicht retten, ich bin's meinem zu Tode gekränkten Manne schuldig. Ich kann aber auch dann Dir nicht helfen, wenn Dir der Stachel durch's ganze Leben im Herzen sitzt. Ich mußte Dir das Alles sagen, denn Du sollst wissen, daß ich ohne Groll gestorben bin und daß ich nicht anders handeln konnte. Trag's dann demüthig wie die unabänderliche Folge eines Unrechtes. Möge dann Gott Dich stärken und Dein braves treues Weib Dich trösten!"

Von allen Briefen las Valentin diesen am liebsten. Der erstere schnitt ihm zu schmerzlich in's Herz. Waren auch die Vorwürfe zum guten Theile begründet, so war er doch zu bitter, um ganz gerecht zu sein. Aus dem Anderen aber sprach eine weiche, versöhnliche Stimmung und die paßte so gut zu seiner eigenen. Er sparte auch durch lange Zeit weder Mühe noch Geld, um seiner Schwester und ihrem Kinde auf die Spur zu kommen. Er gab endlich die vergeblichen Versuche auf, er dachte aber oft und innig an den Jungen und sah mit Bangen und Sehnsucht seinem Erscheinen entgegen.

Diese beiden Briefe waren auch die geheime Ursache, die ihn in seinen Gesprächen mit Emanuel stets aufs Künstlerleben führte. Einestheils konnte er es nicht oft genug sich und Anderen wiederholen, daß man doch Niemand seinen Beruf an der Stirne ablesen könne; andererseits that er seinem Herzen gar wohl, wenn Emanuel versicherte: wer die rechte Lust zur Sache und frohen Muth habe, dem brauche um das tägliche Brot nicht zu bangen; das stude sich dann von selbst und überreich. War es doch des Alten größter Kummer, daß sein Nefse vielleicht in Noth und Elend verkrümmere, während ein gastliches Haus und liebevolle Herzen ihm zu jeder Stunde offen standen.

Der zweite Brief stimmte diesmal Valentin noch viel weicher als gewöhnlich. Zum ersten Male nahm sein Nefse eine bestimmte Gestalt vor seinem geistigen Auge an. Er mochte wohl in Emanuel's Alter stehen; vielleicht besaß er auch jene berggewinnenden Eigenschaften, die ihm selbst an Emanuel so wohl gefallen hatten; vielleicht sah er ihm auch äußerlich ähnlich; vielleicht liebte auch er und wurde wieder geliebt, und wollte ehrlich und männlich um sein Mädchen werben; vielleicht stellte sich aber auch ihm ein Vater grollend gegenüber, geneigt, sein Glück in Trümmer zu schlagen. Es überfiel Valentin wie Angst; er begriff nun plötzlich, was die Müllerin gemeint, als sie von einer rechten Sühnung gesprochen; er sah Emanuel's Bewerbung in einem anderen Lichte; er sah in ihm nicht mehr den frechen Eindringling, der ihm in seinen alten Tagen höhnend sein einziges Kind nehmen wollte, wie ihm ein anderer einst seine Schwester genommen, vielmehr dünkte ihm, als müsse

Emanuel's Glück große Ruhe über ihn selbst bringen, fördere er es nur gleichsam seinem Nefsen und dessen Eltern zu Lieb, gleichsam in der Absicht, daß aller Lohn hiesfür diesem in irgend einer Weise zu Gute komme. Die unklare Idee wurde allmählig zum lebhaften Wunsche, endlich zum festen Vorsatze und ehe er die blaue Stube verließ, warf er einen langen Blick auf das Bild, als erwarte er zuversichtlich, es werde ihm nun versöhnt und befriedigt zulächeln.

Als er in die große Stube zurückkehrte, lag feierliche Ruhe in seinen Zügen. „Alte!“ sprach er zur Müllerin, „Du hattest Recht, wie immer. Wir wollen die jungen Leute so glücklich machen, als wir's können. Mich aber soll's doppelt ruhig machen; ich will mich nicht trotzig dagegen auflehnen, ich will's als eine gütige Fügung betrachten, wenn ich einem Genossen meines armen Nefsen thun kann, was ich diesem selbst nicht zu thun vermochte. Gott segne Dich für Deinen guten Gedanken, meine treue Alte!“

Der alte Müller hatte seit langer Zeit keine so gute Nacht gehabt, und als er am nächsten Tage in die frische, erquickende Morgenluft trat, wurde ihm gar wohl um's Herz. Die nächste Stunde sollte Glück und Freude über ihn und die Ludwigsmühle bringen, und er fühlte bereits jetzt den Frieden, der fortan seine Tage begleiten sollte. Er lächelte auch Jakob recht freundlich zu, als dieser an ihn herankam. Jakob sah aber an diesem Morgen noch viel hämischer drein als gewöhnlich. „Valentin“, sagte er, „behüt' Dich Gott! Ich gehe“. Der Müller reichte ihm stillschweigend die Hand; schon seit langer Zeit wurde Jakob nicht mehr gefragt, warum er gehe, oder wann er wieder komme. Der Müller borchte erst hoch auf, als Jakob hinzusetzte: „Ja, ich komme aber nimmer wieder. Es gibt weder Zucht noch Sitte auf der Ludwigsmühle!“ fuhr er gleichsam erklärend fort.

Jakob wußte sehr wohl, daß dies die empfindlichste Seite Valentins war. Als seine Schwester die Mühle heimlich verlassen hatte, war unter all den Gründen, welche ihn damals niederdrückten, tiefe Beschämung nicht der letzte. Es war ihm, als sei durch diesen Schritt die alte Mühle und der fleckenlose Name der Ludwige entehrt worden und seither wachte er mit ängstlicher Strenge über die tadellose Ehrbarkeit seines Hauses. Er ging auch diesmal bei Jakobs Worten gewaltig in die Höhe, doch dieser ließ sich nicht irre machen. „Laß es gut sein“, sagte er, „es ist nun doch einmal nicht anders. Du brauchst es aber nicht mich entgelten zu lassen. Halt' Dich an Jene, die's angeht!“

Und nun erzählte er. Er sagte, er hätte nicht schlafen können. Er hätte eigentlich sagen sollen, er habe nicht schlafen wollen; bei der großen Aufregung, die gestern Abends in den Mienen Aller zu lesen war, sei's ihm gewesen, als müsse es noch in dieser Nacht was Wichtiges auf der Mühle geben, und er sei dann herumgestrichen, so lange noch irgendwo ein Licht gebrannt. Das sagte er aber nicht, er erzählte nur: kurz, nachdem der Alte die blaue Stube verlassen, seien Kathrein, die Lieblingsmagd der Müllerin, und Emanuel in dieselbe geschlichen; sie seien

geraume Weile dageblieben und als sie zurückgekehrt waren, habe Emanuel Kathrein klingendes Geld in die Hand gezählt, ihr noch vielmehr versprochen, sie dann in die Wangen gekneipt und ihr dann unverbrüchliches Schweigen aufgebieten.

Alles das war vollkommen wahr; nur war es lange nicht so arg gemeint, als der Müller glaubt. Als Emanuel eines Tages an der blauen Stube vorüberkam, hatte die Thüre angelweit offen gestanden. Er hatte einen Blick auf das Bild im Hintergrunde geworfen; er konnte es nicht ganz deutlich ausnehmen und doch trieb's ihm alles Blut ins Gesicht. Der Müller stand in der Thüre; er sah Emanuel's Erregung, er hielt sie aber für Künstlerneugier und weil er nur ungern gegen Fremde über das Bild sprach, hatte er Emanuel freundlich unter dem Arm genommen, die Thüre hinter sich zugezogen und war dann mit dem jungen Manne hinaus in den Hof hinausgegangen.

(Fortsetzung folgt.)

Die philharmonische Gesellschaft in Laibach, seit dem Jahre ihrer Gründung 1702, bis zu ihrer letzten Umgestaltung 1862.

Eine geschichtliche Skizze von Dr. Fr. Keesbacher.

(Fortsetzung.)

1716.

Im Jahre 1716 waren große Festlichkeiten in Laibach aus Anlaß der am 13. April erfolgten Entbindung S. M. der reg. Kaiserin eines Prinzen Leopold. Die Hauptfestlichkeiten waren auf den 10. Mai anberaumt. „Also endlich fehte haben in der Domkirche bei einer trefflichen Musik von zwei Chören, Ihre k. Gnaden alda pontificirt und bei dreimaliger Lösung der Stücke, dergleichen gegebenen Salve der Bürgerschaft und Läutung aller Glocken der Stadt das Te Deum intonirt, den ausschweifigen Sermon hat der P. Jof. Franzl S. J. gemacht. Zu Wittag haben Se. Exc. Herr Graf v. Cobenzel, Landeshauptmann alda, den gesammten hohen Adel auf das Herrlichste traktirt, bei mehrmaliger Lösung der Stücke und damit keine Stunde selbigen Tages ohne Freude abginge, hat die löbl. Akademie der S. H. Philo-Harmonischen, durch kluge Anordnung S. Johann Berthold v. Höffern, Patrizier, als ruhmwürdigen Fundatoren derselben, eine vortreffliche Regatta oder Schiffrennen an dem Wasserstrom Laibach von neun Menschenaffen mit 2 Rudern, welche in 3 Klassen abgetheilt worden, angestellt. Das Ziel war bei dem Graf Engelsbauerschen Hof am Naan durch ein Fähnlein gesteckt. Den Schiffseuten in den Vorstädten Krakau und Lirnau wurde zeitlich angedeutet, daß sie 9 Menschenaffen und 18 junge Schiffleute in Bereitschaft halten sollten. Die 3 Klassen der Certanten unterschieden sich durch Farben. Also führte die Klasse Oesterreich, die das erste Vest davon trug, roth und weiß, Krain blau und gelb, Laibach hingegen grün und weiß.

Um 3 Uhr Nachmittag stellten sich die Schiffe am Wasserthore in Ordnung und Patrizius v. Höffern gab das Zeichen zum Anfang durch Schwenkung einer Fahne. Der erste Sieger in dieser Belustigung schwenkte und erhob sein Fähnlein, als er das Ziel erreicht, und steckte, nachdem er mit seinen Mitbewerbern wieder am Platz der Ausfahrt an-

gekommen, dasselbe auf sein Schiff, und so verfuhr man nach der Reihe. Die sich daraus ergebenden Preiswerber machten nun noch eine Fahrt unter sich, um zu entscheiden, wem das 1. Vest à 7 fl., das 2. à 2 fl. und das 3. à 1 fl. zu Theil werden sollte, und zogen dann unter türkischer Musik mit ihrem König, den ein Lorberkranz schmückte, bis in die Nähe der Landesobrigkeit und des hohen Adels, von denen sie reichlich beschenkt wurden.

Abends geschah die Beleuchtung und ein Ball am Landhause für den Adel. Am Stadthause Serenade und Ball, dann absonderlich das hiesige akademische Kollegium mit Auszierung des Vorhofes, ein musikalisches Konzert mit mehr Chören vorgestellt.

„Den 15. Juni 1718 ist Herr Berthold v. Höffern am hiesig Fieber sanft in dem Herrn endtschlafen, seines Alters im 51. Jahr, mit großem Laydt aller hoch und niedern Standts Personen der Stadt und des ganz Landts wegen seiner sonderlich raren und grossen qualitel. Er war einer rechtschaffen Statur, Schön und wohl gestaltet. Gines ausbündig großen Verstands, freyndlich in conversiren, höflich und holtzselig in red, daher er alle Gemüther an sich gezogen und von allen ankombenden Forestieren besucht worden, von hohen Adel in grosser eslim gehalten. Er war ein sonderlicher Liebhaber der Musik, daher Er die Acad. Phil. Har. angestellt und mithin mannigfaltig mit den Selben die Stadt erlustigt.“

Welchergehalt die Konzerte jener Zeit waren, ist leider nicht zu beschreiben, da darüber nirgends erwähnt wird. Allein in Rücksicht des italienischen Ursprungs der Gesellschaft, des italienischen Charakters selbst in der Art der Festlichkeiten (Regatten) und endlich der damals überall prädominirenden italienischen Musik kann man wohl mit Sicherheit annehmen, daß in denselben italienische Musik betrieben und gepflegt wurde.

Wie lange nun diese Gesellschaft geblüht, läßt sich nicht erweisen, da hierüber nirgends eine Nachricht vorfindig ist. Es ist sehr wahrscheinlich, daß die Academia philo-harmonicorum zu Ende des 18. Jahrhunderts in Verfall gerieth. Denn die Akten aus dem Jahre 1794 sprechen von der zweiten Entstehung, von der Gründung der philharmonischen Gesellschaft und von den Stiftern und Gründern derselben, daß sie aber wieder den Namen philharmonische Gesellschaft angenommen, läßt wohl vermuthen, daß sie sich aus den Resten der dahinsiechenden alten Gesellschaft rekonstituiert haben mag.

Die philharmonische Gesellschaft hat ihre zweite Entstehung im Jahre 1794 vorzüglich dem Herrn Karl Moos, Bürger und Rauchfangkehrer und dem Med. Dr. Kogl zu verdanken. Ersterer zeigte bei verschiedenen Gelegenheiten seine Talente und spielte unter anderem das Violoncello als Dilettant meisterhaft. Herr Dr. Kogl ward mit Herrn Moos sehr bald bekannt, bewunderte sein gutes Spiel und gab hierauf dem Herrn Jellemizky Nachricht hievon. Beide diese äußerten den Wunsch, mit Herrn Moos gemeinschaftliche Sache zu machen und unter sich, mit Beiziehung des Herrn Bliskuh, ein gesellschaftliches Quartett zu bilden, ein Wunsch, der sehr bald zur Reise überging. Mit den besten Werken von Pleyel wurde der Anfang gemacht, dann wurden auch jene von Haydn, Mozart und einigen andern, damals neueren Komponisten zur Hand genommen und so lang mit selben fortgefahen, bis der Vortrag eines Stückes dem Urtheile der geladenen Kenner ganz entsprach.

Vandirektionssäffier Jellemizky spielte die 1. Violine; Kassaoßfizer Bliskuh die zweite; Med. Dr. Kogl die Bratsche; Bürger Moos das Cello.

Nach Verlauf einiger Monate brachten es diese 4 Dilettanten in ihren musikalischen Uebungen endlich so weit, daß sie selbst von Kennern belobt und von Musikfreunden bewundert wurden.

Durch dieses schmeichelhafte sichere Bewußtsein begeistert, kamen sie dahin überein, einige bekannte Kenner und Musikfreunde als Zuhörer und Mitglieder in ihre Gesellschaft zu ziehen.

Herr Dr. Kogl übernahm die Ausführung dieses Vorhabens und entwarf eine Einladung folgenden Inhalts:

„Einige Tonkunstliebhaber haben unter sich ein Quartett gebildet und wünschen zur Belebung ihres geselligen Vergnügens einige Tonkünstler und Freunde als Zuhörer und Mitglieder in ihre Gesellschaft aufzunehmen. Wöchentlich wird eine musikalische Uebung in Quartetten gegeben und jedes eintretende Mitglied erlegt zur Kasse monatlich 1 fl. zur Bestreitung der Kurrentauslagen. Der Unterzeichnete gibt sich nun die Ehre, jeden Kenner und Liebhaber der reinen Tonkunst zum Beitritte freundlich einzuladen.

Laibach am 28. Oktober 1794.

Kogl m. p.“

Diese Einladung rollirte durch 3 Tage, und kam unterdessen nur den bekanntesten Tonkunstfreunden zu Gesicht. Die zuerst ausgewählten und zur Gesellschaft beigetretenen waren: Die Herren Franz Jak. Domian, Handelsmann; Dominik Fuga, Bürger; Franz Gloria, Apotheker; Andreas Herrlein, k. k. Professor; Dominik Jannigg; Johann Bapt. Novak, der spätere Vorstand; Josef Philipp, landschaftl. Apotheker; Josef Vinhak, der Dommherr, der Tenor gesungen hat; Anton Podobnik; Jakob Samassa, Vinzenz Samassa, Bürger; Josef Schrei, k. k. Kassaoftizier; Josef Steinweg, Pfarrer; Friedrich Wilhelm, Karl Wolf, Priester. 1794.

19 Mitglieder, die vier Regeneratoren eingerechnet, waren also der Kern der Gesellschaft, 17 fl. das Stammkapital derselben, wie die noch vorfindliche Rechnung vom Jahre 1794 bezeugt.

12. November.

Und so begann die erste gesellschaftliche Akademie im Thomana'schen Hause*), in der Franziskanergasse, den 12. November Abends um 6 Uhr. 3 fl. 45 kr. war die Auslage dieser ersten Akademie.

Und obschon Anfangs die Absicht war, die musikalischen Uebungen auf bloße Quartette zu beschränken, so glaubte man doch wenigstens diese erste gesellschaftliche Akademie mit einer kleinen Symphonie eröffnen zu sollen. Es geschah — gefiel — und die Wirkung war, daß zu wahrer Belebung der Gesellschaft auch die übrigen Akademien immer mit dem ganzen Orchester gegeben wurden.

Es wurden schon Noten eingekauft; am 29. Dezember kaufte die Gesellschaft „der sterbende Jesus von Rosetti“, dann Quartette und andere Sachen von Pleyel, Haydn, Gyrovecz, ein Quintetto von Beethoven, was uns einen Blick in die Richtung dieser Zeit erlaubt. — Noch waren nicht zwei volle Monate dahin und schon dachte die Gesellschaft an ihre wirkliche Konstituierung, die durch anhaltenden Gemeinfinn auch bald zu Stande kam. Sie wählte sich aus ihrer Versammlung einige Mitglieder, welche die Geschäfte zu besorgen, auf Ordnung zu wachen und die Wesenheit des Ganzen unter dem Namen „Direktorium“ zu leiten hätten.

*) Heute das Herrn Pleiweiß gehörige Haus in der Studentengasse Nr. 209, denn im Schulgebäude waren damals die Franziskaner, die Studentengasse hieß damals Franziskanergasse.

1794. 15. Dezember.

Die erste Wahl des Direktoriums geschah durch Mehrheit der Stimmen aller Mitglieder am 15. Dezember 1794, und zwar: Direktor: Herr Karl Moos; Sub-Direktor: Franz Ser. Edler v. Andriolli; Ausschuß: Karl Bernard Kogl, Friedrich Wilhelm, Joh. Bapt. Novak, Josef Blischub, Kassoeffizier; Sekretär: Anton Podobnik; Orchester-Direktor: Josef Jellemikty.

Das erste und wesentlichste Geschäft dieses Direktoriums war nun, Anfangs einige Regeln für die Aufrechterhaltung der Gesellschaft zu entwerfen und festzusetzen. Dasselbe hielt daher öftere Zusammenritte und zwar immer unter dem Vorzuge des Direktors und des Sub-Direktors, mit Zuziehung der vier Ausschußmänner, des Sekretärs und des Orchester-Direktors.

Jeder dieser Glieder eröffnete mündlich seine Meinung, worüber beraten wurde. Herr Sekretär Podobnik brachte das Vorgetragene ins Reine, ordnete die Sätze nach ihren mannigfaltigen Zweigen bis zur Vereinbarung des Ganzen und so entstanden die mit hoher Genehmigung in Druck gelegten, von allen Mitgliedern angenommenen ersten Statuten.

Diese führen den Titel: Statuten der musikalischen Gesellschaft zu Laibach. Gedruckt bei Johann Friedrich Eger. Laibach 1796.

Unter dem Titel befindet sich eine Vignette: der Genius der Musik, in der linken die Lyra haltend, bekränzt die Göttin der Wissenschaft. Diese sitzt am Fuße eines Obelesken, ein aufgeschlagenes Buch auf den Knien haltend, neben ihr ein Globus. Zu Füßen des Genius der Kunst liegen musikalische Instrumente. Auf der Rückseite des Umschlages ist ein Motto von Klopffock zu lesen:

Welch' eine Macht schließt schnell die Leidenschaften ein?
Welch' eine Macht kann sich der Stärke freuen,
Den Sturm der Seele zu zerstreuen?
O Harmonie! die Zauberkrast ist dein!

Auf der ersten Seite befindet sich abermals eine Vignette, einen Tempel darstellend, rechts die aufgebende Sonne, links Pegasus. (Fortsetzung folgt.)

Konservierung der Oelgemälde.

Werthvolle Oelgemälde leiden durch mannigfache Uebelstände allmählich Schaden. Das belgische Ministerium des Innern hat über die Vermeidung derselben einige einfache praktische Vorschriften veröffentlicht. Die Feuchtigkeit ist der größte Feind der Oelgemälde und man soll daher hinter der Leinwand immer ein leichtes Gitterwerk von Holz anbringen, zwischen dessen Spalten die Luft zirkuliren kann. Auch das direkte Sonnenlicht erweist sich sehr rasch verderblich. Dadurch, daß man matte, geschliffene oder mit weißer Farbe angestrichene Glasfenster anwendet, kann man die schädlichen Einwirkungen der Sonne abhalten. Brennende Lichter oder Lampen soll man nicht in die Nähe der Oelgemälde bringen. Die Spuren von fettigen Substanzen, welche der Verbrennung entgehen, setzen sich auf der Oberfläche der Gemälde an, verbinden sich mit dem aufliegenden Staube und bilden so rasch eine Schmutzkruste. Ueberhaupt soll man mittelst eines weichen seidnen Tuches von Zeit zu Zeit allen Staub und Feuchtigkeit von den Gemälden vorsichtig beseitigen. Der allerverwerflichste Gebrauch besteht darin, die Gemälde, um ein momentanes Hervortreten ihres Farbenglanzes zu erzielen, mit Oel zu beschreiben, da dieß schnell eindringt und ein rasches Nachdunkeln hervorbringt, so daß zuletzt alle Unterschiede verschwinden.